

Beziehungen im Minutentakt

von Rainer Dachzelt, Frankfurt am Main

Der etwa andere Festvortrag zur Auftaktveranstaltung der
20. Frankfurter Psychiatriewoche im Kaisersaal des Römers, 18.09.2008
Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Autors

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Gäste und Veranstalter der Psychiatriewoche,

die folgende Rede entspricht als Festrede der DIN-ISO-Norm 18440 für öffentliche Reden bei Eröffnungsveranstaltungen. Sie dauert zwischen 20 und 30 Minuten und wird eingeleitet von einer Anrede. Diese dient dem Zweck der Herstellung einer positiv geprägten Beziehung zwischen dem Publikum und dem Redner (nachfolgend als „ich“ bezeichnet). Sie wird fortgesetzt mit einer allgemeinen Begrüßung, mit anderen Worten: „Ich wünsche Ihnen einen wunderschönen guten Tag!“

Bürokratie pur

Die Begrüßung ist, wie die Anrede, eine rednerische Leistung, die ich für Sie erbringe. Nachzulesen ist das in der GOF, Gebührenordnung für Festredner. Um größtmögliche Transparenz und Effizienz zu gewährleisten, werde ich selbstverständlich diese Leistungen für Sie aufzuschlüsseln, so wie es das dritte Gesetz zur Kostendämpfung im Rednerwesen fordert. Das braucht etwas Zeit, die von der eigentlichen Rede abgeht. Aber ich werde mich bemühen, den entstehenden Verwaltungsaufwand in Grenzen zu halten.

„Beziehungen im Minutentakt“ – meine sehr verehrten Damen und Herren – früher hätte ich über so ein Thema vielleicht einfach losgeredet. Aber Sie merken schon, die Zeiten,

in denen man ganz unprofessionell einfach etwas gemacht hat, ohne alle fünf Minuten in einen Bogen einzutragen, was man macht und was es kostet – diese Zeiten sind vorbei. Und damit komme ich unverzüglich zur nächsten rednerischen Leistung, eine rhetorische Frage nach Paragraph 7 der GOF. Sie lautet: „Wo war ich stehen geblieben?“ Die Antwort: „Am Anfang“.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Gäste, ich wünsche Ihnen einen wunderschönen guten Tag.

Seit zwanzig Jahren gibt es Psychiatriewochen in Frankfurt. Zum ersten Mal werden Sie allerdings im Kaisersaal eröffnet. Ein wirklich passender Ort, finde ich. Ich bitte Sie, einmal mit mir an die Wand zu schauen. Was sehen wir? Männer, die aus Jähzorn, ganze Landstriche verwüsten. Männer, die aus Eifersucht und Misstrauen ihre eigene Familie umbringen. Männer, die sich in phantastische Kostüme hüllen und verlangen, dass man vor ihnen auf die Kniee fällt. Oder anders gesagt: 1200 Jahre Psychiatriegeschichte blicken auf uns herab.

Ein Paranoiker im Kaisersaal

Nehmen wir mal Wenzel von Luxemburg, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches von 1376 bis 1400. (Der da hinten mit dem Hut) Sein Beiname war Wenzel, der Faule. Ein Depressiver und Paranoiker aus dem



Psychiatrie · Psychotherapie · Psychosomatik

Klinik Hohe Mark

fachlich kompetent · christlich engagiert

frankfurter werkgemeinschaft e.V., Lenaustraße 24, 60318 Frankfurt, Tel. 069 150505-11, Fax -40, fwg@fwg-net.de

Klinik Hohe Mark des DGD GmbH, Friedländerstraße 2, 61440 Oberursel, Tel. 06171 204-0, Fax -8000, info@hohemark.de

Vorbereitungsgruppe Psychiatriewoche2008, c/o Kai Marschner, Tel. 069 78802593, kai.marschner@frankfurter-verein.de

Lehrbuch. Die meiste Zeit des Tages schloss er sich in seinem Zimmer ein, mit seinen Jagdhunden. Er kümmerte sich um nichts, war aber extrem misstrauisch und ließ Leute aus seiner engsten Umgebung bespitzeln und um die Ecke bringen.

Wenn es damals schon die Werkgemeinschaft gegeben hätte, dann hätte es natürlich einen integrierten Behandlungs- und Rehabilitationsplan gegeben. Da hätte dann folgendes drin gestanden: Wohnsituation – Herr W. lebt in einem verwahrlosten Zimmer. Er wirkt ratlos und antriebsgemindert, hat manchmal aggressive Durchbrüche. Deswegen bekommt er selten Besuch und hat wenig Kontakt zu Familienmitgliedern.

Den Plan gab es natürlich nicht. Das therapeutische Angebot war um 1400 sehr begrenzt. Andererseits wusste schon Shakespeare: „Wahnsinn bei Großen darf nicht ohne Wache“ gehen und er wusste auch, wer die Wache übernehmen sollte: der Hofnarr. Ja, der Hofnarr. Das war im Mittelalter der Therapeut der Großen. Möglicherweise auch bei Wenzel von Luxemburg:

Hofnarr und Therapeut

(der Hofnarr betritt lachend und hüpfend das Zimmer)

Warum schauen Majestät so finster?

Meine Familie! Diese Drecksbande!
Hmhm.

Alle sind sie nur hinter meinem Geld her!

Hmhm

Ich hab keine Lust mehr zu herrschen, ich trete ab.

Hmhm.

Aber vorher lasse ich sie alle umbringen!

Hmhm.

Was meinst du, Narr?

Hm. Majestät sitzen jetzt schon eine Woche hier mit den Hunden. Wollen wir nicht ein wenig spazieren gehen?

Da raus? Hältst du mich etwa für verrückt?

Was? Sie? Nein, Majestät, ich bin verrückt! Völlig verrückt. Haha!

Dann mach ein paar lustige Sprünge. Und wehe, ich lache nicht!

Sofort, Majestät! Hahaha! Hahaha! (er macht lustige Sprünge, Wenzel lacht)

Ja, das war ein brenzlicher Job. Der Narr durfte zwar als einziger dem Herrscher die Wahrheit sagen. Aber es gab keine Garantie, dass der die auch hören wollte.

Wenzels Narr hätte sich nach dieser Sitzung jedenfalls in seinen Integrierten Behandlungs- und Rehabilitationsplan folgendes notieren können. Herr W. war nach einer unterhaltsamen Darbietung in der Lage positive Gefühle zu äußern. Dank dieser Stimmungsaufhellung hat er auch Hilfe bei der Grundpflege angenommen. Folgende Ziele sollen bis zum 3.6.1400 erreicht werden: Herr W. soll regelmäßige Spaziergänge ma-

chen, sich ausreichend ernähren und sich zumindest vormittags mit den Angelegenheiten des Heiligen Römischen Reiches beschäftigen.

Leider hat Wenzel auf seinen Narren wohl nicht gehört. Er wurde 1400 von seinen eigenen Verwandten wegen Untätigkeit abgesetzt. Gekrönte Patienten neigten sehr dazu, ihre Probleme zu ignorieren oder sich auf Scheinlösungen einlassen: Aggressionsschübe und innere Unruhe wurden mit Feldzügen ins Nachbarland behandelt. Paranoia mit Säuberungsaktionen in der Familie. Und Alkoholismus mit Unmengen Rotwein.

Prinz Hendrik in der Klinik Hohe Mark

Sehr viel einsichtiger war später der holländische Prinzgemahl Hendrik im Jahr 1913. Der ließ sich behandeln, und zwar in der Klinik Hohe Mark bei Dr. Friedländer. Das wurde auch gar nicht geheim gehalten, im Gegenteil, seine Frau, die Königin Wilhelmine besuchte ihn offiziell, fuhr mit ihm im Taunus spazieren und traf sich bei der Gelegenheit mit dem deutschen Kaiser, der Kaiserin und hochrangigen Diplomaten. Man sieht also: wenn das Betreuungsangebot stimmt, dann verlieren auch problematische Patienten ihre Angst.

So weit dieser historische Exkurs, eine rednerische Leistung nach Paragraph 11 GOF. Auf weitere Beispiele wird nach den Sparvorgaben des zweiten Kostendämpfungsgesetzes verzichtet.

Heute?

Im 14. Jahrhundert war die Situation der Psychiatrie kompliziert: die hochgeborenen Patienten nahmen keine Hilfe an, die weniger hochgeborenen bekamen keine. Heute hat sich das alles sehr gebessert. Um die Probleme der einfachen Leute kümmern sich Therapeuten, um die der Prominenten die Klatschpresse. Dafür fehlt uns etwas, was man im Mittelalter reichlich hatte: Zeit. Ein Hofnarr hatte nur einen Patienten, ein Mitarbeiter der Sozialpsychiatrie macht in der Woche 50 Besuche oder mehr – er wechselt die „Beziehungen im Minutentakt“.

Eine Klonarmee von Controllern

Als ich mit der Recherche für diesen Tag begann, war das wie eine Reise – in die neue, aufregende Welt der Psychiatrie. Aber wie es bei Fernreisen oft so ist, kommt man an einen Punkt, wo man denkt: ist ja wie zuhause. Mir ging es so, als ich von den Arbeitsbedingungen in der Betreuung psychisch Kranker hörte: Verdichtung des Arbeitsrhythmus. Formatierung der Zeit und der Aufgaben. Tages-, Stunden-, Minutentakt. Das kenne ich doch irgendwoher, nämlich von überall: beim Radio, beim Fernsehen, in der Schule, in der Uni, in der Fertigung und im Management – überall Verdichtung. Es scheint irgendwo eine Klonarmee von Controllern zu geben. Die schwärmen aus in sämtliche Lebensbereiche und verordnen allen das gleiche: Verdichtung. „Das gleiche Pensum in der halben Zeit. Dafür aber auch mit weniger Leuten. Das schafft ihr doch, oder?“

Keine Zeit mehr

Klar, sagen wir und legen los wie die Feuerwehr, und gewöhnen uns ans schnell-schnell. So sehr, dass wir es gar nicht mehr aushalten, wenn wir mal abwechslungsweise Zeit haben. Wie? Sonntagmorgen? Schnell raus! In den Gottesdienst. Mein Gott, das dauert – kann man doch viel effizienter machen: hier eine Strophe weglassen, da mal ein bisschen fixer beten. Dann ist das ruckzuck durchgezogen – und ab zum Frühschoppen. Zügig trinken, die Probleme der Woche knapp erörtern. Heim. Essen – keine aufhaltenden Tischgespräche, Nachtschiff weglassen, pünktlicher Aufbruch zum Sonntagsspaziergang: beim Grüßen nicht stehen bleiben – energisch gehen und damit zugleich eine sportliche Walking-Einheit absolvieren, zwei Fliegen mit einer Klappe, zuhause leichte Müdigkeit mit 20 Minuten Power-Napping bekämpfen – und dann kommt der „Tatort“. Der dauert immer noch anderthalb Stunden – obwohl, da ließe sich doch auch was kürzen: Schuss. Leiche. Kommissar. Verhaftung. Aus! Gleich einen Brief ans Fernsehen schreiben. Und dann Bett! Oh, ist erst kurz nach Acht, na dann nochmal an den Computer, Mails checken, ja, endlich wieder arbeiten, arbeiten, arbeiten!

Struktur

Dann steht plötzlich ein netter Herr neben uns und will uns erzählen, wie wir Zeit sparen können. Ein Zeitdieb, rufen wir, weil wir ja alle Momo von Michael Ende kennen. Aber nein, lächelt er, ich bin Zeitmanager: und ich sage dir: wenn dir die Zeit davonläuft, dann musst du sie besser strukturieren. Also strukturieren wir, zuerst auf der Arbeit und dann im

Privatleben: Ein kleiner Musterdialog:

„Guten Morgen, Schatz – der Kaffee läuft schon. Ich begrüße dich zum ehelichen Frühstück. Veranschlagte Dauer 30 Minuten.“

Bitte?

Das war die Begrüßung – veranschlagte Dauer 10 Sekunden. Setz dich.

Wovon redest du da?

Ich strukturiere unser gemütliches Frühstück. Und jetzt schenke ich dir Kaffee ein und gebe dir dein Ei, veranschlagt dafür sind zwanzig Sekunden.

Das Ei ist zu hart

Deine Beschwerde war da schon eingerechnet.

Und wie soll das weitergehen?

Zeitung lesen meinerseits, drei Minuten. Unterbrechung durch dich mit kleiner Anekdote über die Nachbarin, zwei Minuten. Zweites Brötchen schmieren, eine Minute.

Sag mal tickst du noch richtig?

Kleiner Streit, zwei Minuten. War eigentlich erst gegen Schluss geplant, können wir aber auf jetzt vorziehen. Dann gegenseitiges Anschweigen, fünf Minuten. Warum schaust du mich denn so an, Schatz, was hast du denn? Du wirst doch nicht mit dem Eierlöffel auf mich losgehen. Dafür gibt es gar kein

Zu Besuch bei der fwg e.V.

„Beziehungen im Minutentakt“, privat nicht zu empfehlen. Auf der Arbeit lassen sie sich oft nicht vermeiden. Eine Dame von der Werkgemeinschaft erzählte mir, dass sich in der Tagesbetreuung die Schlagzahl in 10 Jahren zum Teil verdoppelt hat. Dass also 40 bis 60 Leute in der gleichen Zeit betreut werden, wie früher 20 bis 30. Eine halbe Stunde bei Frau Kleinschmidt, dann gleich zu Herrn Obradovic und ganz schnell zum Ehepaar Müller – und immer ganz schnell umstellen auf neue Leute, neue Themen, neue Beziehungen. Das stelle ich mir nicht leicht vor – meine Hochachtung, dass Sie das schaffen.

Eine andere Dame, auch von der Frankfurter Werkgemeinschaft, erzählte mir von einem solchen vollen Tag. Da war sie schon ziemlich erschöpft bei einer psychisch kranken Klientin angekommen, und offenbar war es ihr anzusehen. Denn die besuchte Frau meinte: jetzt setzen Sie sich erstmal hin und beruhigen Sie sich – sonst werden Sie ja noch ganz verrückt.

Sozialpsychiatrie – keine Dienstleistung wie jede andere

Ich fand die Geschichte sehr schön. Krank zu sein, lässt einen aus der alltäglichen Ordnung herausfallen, und das klingt erstmal wie ein bloßer Verlust.

Ich kann nicht mehr, und muss mir helfen lassen. Bis dann jemand

kommt, der in der alltäglichen Ordnung bis über beide Ohren so tief drinsteckt, dass er meine Hilfe braucht. Und plötzlich ist das Verhältnis umgekehrt. Da zeigt sich dann für mich, dass die Sozialpsychiatrie trotz aller Ähnlichkeiten in den Arbeitsabläufen keine Dienstleistung wie jede andere ist.

Zum Glück, denn da wird von den Kunden und Klienten ganz selbstverständlich verlangt, dass sie selber Hand anlegen, wenn der Dienstleister gerade mal überfordert ist. Bei Ikea war es noch eine clevere Geschäftsidee: Kücher selber zusammensetzen und dann daheim zusammensetzen. Aber mittlerweile wollen alle, dass ich ihre Arbeit mache: Reiseveranstalter, Banken, Computerhändler. „Ihr Urlaub – Ihr Konto – Ihr PC – alles nach Ihren individuellen Wünschen gestaltet“. Heißt im Klartext: Unsere Filiale macht dicht, Beratung gibt's nicht mehr, dafür darf ich, der Kunde, mich eine Woche in die Materie einarbeiten und dann im Internet ein mehrseitiges Formular mit 200 Rubriken ausfüllen. Bei Problemen hilft unsere Hotline in Malaysia.

Der IBR

Das wäre so, wie wenn Sie den Patienten den integrierten Behandlungs- und Rehabilitationsplan rüberreichen würden und sagen: Wir haben beschlossen, Ihre Betreuung noch individueller zu gestalten. Sie wissen ja sicher selber am besten, was gut für Sie ist. Machen Sie mal! Und wenn es Probleme gibt, rufen Sie diese Nummer an. Da meldet sich dann die Hotline: „guten Tag, sämtliche Mitarbeiter sind derzeit mit Restrukturierungsmaßnahmen be-

schäftigt. Wenn Sie ein Problem haben, drücken Sie die eins, wenn Sie zwei Probleme haben, drücken Sie die zwei, wenn Sie viele Probleme haben, rufen Sie morgen wieder an.“

Tja, könnte da jemand denken: etwas übertrieben – aber die Richtung stimmt doch: Hilfe zur Selbsthilfe. Fördern und Fordern. Der Patient wird Fachmann in eigener Sache.

Masochistische Selbstdiagnose

In der Medizin sind wir schon auf dem besten Weg da hin. Früher hatte nur eine kleine Elite von Hypochondern den Großen Pschyrembel daheim im Regal stehen. Ein Medizinlexikon mit vielen unangenehm deutlichen Fotografien von all den schrecklichen Krankheiten, die man bestimmt kriegen würde oder wahrscheinlich schon hatte. Heute leisten sich das Vergnügen der masochistischen Selbstdiagnose jeden Tag Millionen im Internet. Und tauschen sich dann in zahllosen Foren darüber aus, wie man das therapiert, was du hast, welche seelischen Ursachen du bei dir suchen musst und warum dein Arzt garantiert keine Ahnung hat und die ganze Schulmedizin sowieso nicht. Ein Volk von Selbstheilern, randvoll mit Fachwissen und täglich auf Fortbildung.

Warum sollte das nicht auch bei schweren psychischen Erkrankungen möglich sein. Wenn ich mich im Alltag so umhöre, sind wir schon auf dem besten Weg dahin. Psychiatrische Fachbegriffe sind in der Umgangssprache absolut in. Vor allem wenn es um Beziehungen geht. Nochmal unser Pärchen von vorhin.

Sie: Fahren wir jetzt los?

Er: Schatz – ich kann meine Autoschlüssel nicht finden? Wo hast du die hingelegt? -

Sie: Ich? Wieso ich? Du bist doch paranoid! Von mir aus müssen wir auch gar nicht fahren.

Er: Vorhin wolltest du noch unbedingt fahren. Das ist doch schizophren.

Sie: Jetzt hab ich aber keine Lust mehr.

Er: Werd nicht schon wieder depressiv.

Sie: Die Schlüssel sind unter dem Tisch – immer deine Schlampe. Das ist doch zwanghaft.

Er: Jetzt hab ich keine Lust mehr zu fahren.

Sie: Ach ja, bloß weil wir zu meiner Mutter fahren wollen. Das ist doch eine Phobie bei dir! –

Beide gleichzeitig: Du machst mich noch wahnsinnig.

Ja, so läuft das. Wir sind alle Psychiater und Patienten zugleich. Ganz locker können wir uns in anderthalb Minuten gegenseitig in Grund und Boden zu diagnostizieren. Wenn wir es auch noch lernen uns gegenseitig zu betreuen, dann steht der sozialpsychiatrischen Vollversorgung eigentlich nichts mehr im Wege.

Schimpfworte

Das heißt eines vielleicht doch: psychiatrische Fachbegriffe sind in der Umgangssprache fast alles Schimpf-

worte. Und die dazugehörigen Erkrankungen haben ein sehr geringes soziales Prestige. Anders als körperliche Zipperlein; die sind eigentlich fast alle gesellschaftsfähig. Ich hab's mit dem Rücken, mit dem Herzen mit den Gefäßen, mitm Kopf und mit den Füßen – das tut zwar weh, aber da ist man beinahe stolz drauf, es überall zu haben, und andauernd darüber reden zu können. Ich hab's mit der Seele, das kommt nicht so gut an, das will im Ernst keiner hören, damit will man sich eher nicht beschäftigen – und wenn ich sage, „du bist paranoid“, dann ist das doch nicht so gemeint.

Die schwer erkennbare Grenze zwischen normal und gesund

Wahrscheinlich sind die alten Klischees über psychische Krankheiten doch immer noch ein bisschen wirksam. King Lear und Othello mit rollenden Augen. Klaus Kinski in einem Edgar Wallace-Film: Herr Kommissar, ich muss Ihnen etwas sagen, aber lassen Sie meine Mutter aus dem Spiel. Aber das Unbehagen, wenn von Psychosen die Rede ist, hat aber nach meinem Eindruck noch einen anderen Grund. Die Grenze zwischen krank und gesund, zwischen normal und nicht normal, ist so schwer zu erkennen.

Wenn ich Herzrhythmusstörungen habe oder einen Bandscheibenvorfall, dann bin ich nicht gesund. Aber wenn ich mich verfolgt fühle. Wenn ich überall Feinde wittere – bin ich dann ein Paranoiker oder der nächste Innenminister? Wenn ich die Dinge anders sehe als andere Menschen, und darauf bestehe, dass meine Version die Richtige ist, und aggressiv

werde, wenn man mir widerspricht – soll ich mich dann in Behandlung begeben oder vielleicht doch lieber in eine Führungsposition? Wenn ich auf der Straße zwanghaft immer die gleichen sinnlosen Sprachfetzen hervorstoße, dann sagen die Leute: „ein armer Irrer“. Was aber wenn ich es im Konferenzsaal tue: „Wir sind auf einem guten Weg!“ „Wir sind gut aufgestellt!“ oder „Wir müssen alles auf den Prüfstand stellen!“ - dann denken die Leute auch „Armer Irrer!“, aber sie trauen sich nicht, es zu sagen. Und wenn ich mich allen aufdränge, völlig distanzlos bin und kindischen Kram vor mich hinbrabbele. Bin ich dann ein klinischer Fall von Hebephrenie? Oder soll ich mich als Talkshow-Moderator bewerben? Und noch ein ganz aktuelles Beispiel: Wenn ich meine Möglichkeiten gnadenlos überschätze und zugleich unter extremen Stimmungsschwankungen leide, bin ich ein manisch-depressiver Irrer. Oder nur ein ganz normaler Investment-Banker?

Irgendwo wird jeder an sich etwas finden, das man nur ein klein bisschen übertreiben muss oder um es mit einem Ausdruck zu sagen, den ich von Herrn Hensel gelernt, (er stammt von Wilhelm Pöhler, dem Gründer der Werkgemeinschaft): jeder hat etwas, was man nur ein klein bisschen „verschärfen“ muss. Und schon ist es ein klinischer Befund. Aber da sind wir mit der Selbstdiagnose denn doch vorsichtig. Völlig zu Recht, den gottseidank gibt sind wir ja nicht auf Hotlines und Ratgeber wie „Depression – jetzt helfe ich mir selbst“ angewiesen. Gottseidank gibt es ja die Profis.



Psychiatrie · Psychotherapie · Psychosomatik

Klinik Hohe Mark

fachlich kompetent · christlich engagiert

frankfurter werkgemeinschaft e.V., Lenaustraße 24, 60318 Frankfurt, Tel. 069 150505-11, Fax -40, fwg@fwg-net.de

Klinik Hohe Mark des DGD GmbH, Friedländerstraße 2, 61440 Oberursel, Tel. 06171 204-0, Fax -8000, info@hohemark.de

Vorbereitungsgruppe Psychiatriewoche2008, c/o Kai Marschner, Tel. 069 78802593, kai.marschner@frankfurter-verein.de

Profis?

Ich weiß nicht, ob die anwesenden Ärzte, Therapeuten und Betreuer mit diesem Wort glücklich sind. Es ist etwas zwiespältig geworden: „Professionalisierung“ ist ja oft auch nur eines der vielen Deckworte für mechanische Verdichtung, für Entfremdung, für Fließbandarbeit und kalte Routine. Vor einiger Zeit war der Begriff nach meiner Wahrnehmung noch sehr viel positiver besetzt, gerade in ärztlichen oder sozialen Berufen. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Caritas-Mitarbeitern in den 90ern, wo es um die Wahrnehmung von Hilfsorganisationen in der Öffentlichkeit ging. Die legten größten Wert darauf, als Profis gesehen zu werden. Sie sagten mir: wir wollen in der Öffentlichkeit nicht mehr als barmherzige Samariter wahrgenommen werden. Wir sind auch ein Unternehmen, wir können rechnen, wir haben unseren Beruf gelernt – wir sind eben Profis.

Das leuchtete mir einerseits völlig ein, als Wunsch, aus einer ungeliebten Ecke herauszukommen. Andererseits war es schon komisch, von einer katholischen Organisation zu hören – wir wollen nicht mehr als barmherzige Samariter wahrgenommen werden. Betriebswirtschaftlich gesprochen, schien mir das ein wenig so, als würde man eine wichtige Kernkompetenz der Firma vernachlässigen. Soll man den Samariter aufgeben? Was wäre, wenn man schon damals so gedacht hätte – als Lukas das Gleichnis in sein Evangelium schrieb.

Der barmherzige Samariter

Wir stellen uns vor, wie er sein Manuskript zum Verlag bringt. Dort empfängt ihn ein smarterer Lektor:

Tag, Herr Lukas, schöner Text. Sie verstehen ne Menge vom Glauben. Aber zu wenig von den Grundlagen eines zeitgemäßen Managements. Wir müssen da was ändern.

Oh, was denn?

Naja, schon das Personal: ein Schriftgelehrter, was solln das sein? Da machen wir einen Buchhalter draus.

Muss das sein?

Und ob. Und dann dieser Heiland ... das klingt alles so religiös.

Das soll es ja auch.

Ah, wissen Sie, Herr Lukas, Religion ist immer so umstritten, sehr heikel, aus dem Heiland machen wir einen Berater, dann sind wir aus dem Schneider. Und noch ein paar Zahlen rein und kleine Änderungen – fertig. Dann können wir Ihr Gleichnis problemlos bei Mitarbeiterschulungen einsetzen. Und das Ergebnis liest sich so:

Und siehe, da stand ein Buchhalter auf und trat zum Berater und sprach: Meister, was muss ich tun, damit ich auf ewig schwarze Zahlen schreibe. Der aber sprach zu ihm: wie steht es im Leitbild geschrieben? Wie liestest du? Der Buchhalter antwortete: „Du sollst, Gott deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst. Du sollst aber dabei den Haushaltsrahmen nicht sprengen.“ Der Berater

aber sprach zu ihm: „Du hast recht geantwortet. Tue das, so wirst du immer schwarze Zahlen schreiben.“

Der Buchhalter wollte aber auf Nummer sicher gehen und sprach zum Berater: „Wer ist denn mein Nächster und wie kann ich ihn lieben wie mich selbst, ohne den Haushaltsrahmen zu sprengen.“ Da sprach der Berater: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber. Die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halbtot liegen. Es begab sich aber von ungefähr, dass ein Abteilungsleiter dieselbe Straße hinabzog. Der sah ihn, machte im Kopf eine Überschlagsrechnung – und ging vorüber. Desgleichen auch ein Mittelstellenverwalter, der kam zu der Stätte und hatte sein Budget für dieses Vierteljahr längst überzogen, schüttelte den Kopf und ging vorüber.

Ein Samariter aber reiste und kam dahin und da er ihn sah, jammerte ihn sein. Er ging zu ihm und goß Öl und Wein auf seine Wunden, wie es im Leistungskatalog unter den Ziffern 4 und 5 verzeichnet ist. Dann legte er nach Ziffer 7 einen Verband an, wobei er den für diese Leistung vorgesehenen Zeitrahmen deutlich unterschritt. Dann hob er ihn auf sein Tier – eine nicht bezifferte Sonderleistung – und führte ihn in eine Herberge und verbrachte den Rest der Nacht damit, sämtliche Ausgaben in einen integrierten Nächstenliebeplan einzutragen. Des anderen Tages zog er heraus die Abrechnung – und gab dem Wirt sieben Tagessätze in Silbergroschen und sprach zu ihm: Pflege sein, und so du was

mehr wirst dartun als hier aufgeschrieben, bitte ich um eine ausführliche schriftliche Begründung.

Da staunte der Buchhalter, denn nun glaubte er begriffen zu haben, was Nächstenliebe sei. Der Berater jedoch erhielt einen üppigen, aber durchaus marktüblichen Tagessatz und zog seiner Wege.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Gäste, auch ich führe meinen Leistungskatalog weiter: es folgt eine Standardwendung nach Paragraph 33 der GOF, mit anderen Worten: ich komme zum Schluss.

Selbstverständlich können Sie anschließend die zwanzigseitige Zielvereinbarung für diese Rede einsehen. Sie können also bei der Evaluation genau nachprüfen, ob die vereinbarte und gewünschte Wirkung bei Ihnen tatsächlich eingetreten ist und im Verhältnis zu den nach GOF verursachten Kosten steht.

Das Leben - ein ständiger Ausnahmezustand ist

„Beziehungen im Minutentakt“ zu gestalten, das ist eine schwierige Sache, das bedeutet Stress – für beide Seiten. Insofern ist die Psychiatrie sicher oft normaler, belastender Alltag. Aber mir scheint, dass es kaum irgendwo anders so deutlich wird, wie schnell es mit der berechenbaren, alltäglichen Normalität zu Ende sein kann – und dass das Leben ein ständiger Ausnahmezustand ist.

Sind wir nicht alle ein bischen Narr

Im Mittelalter nannte man die Verrückten und die Therapeuten gleich-

weise Narren. Und war überzeugt, dass eigentlich alle Menschen Narren sind. Das ist, wie ich finde, eine sympathische Vorstellung. Es gibt da keinen Graben zwischen den Normalen und den Nicht-Normalen, zwischen den Kranken und den Gesunden. Jeder befindet sich mal eher auf der einen und mal auf der anderen Seite, aber der Weg zurück ist jeweils nicht weit. Und der Narr steht nicht nur für die schlimmen Seiten seelischer Erkrankungen, er steht auch für das positive Verrücktsein. Wenn ich das alles weiß, dann kann ich auch mit Menschen umgehen, die für meine Begriffe völlig verrückt sind.

Und damit verabschiedet sich der Narr. Ich wünsche Ihnen allen einen guten Verlauf der Psychiatriewochen, spannende Diskussionen und möge es immer voll sein wie heute.



Rainer Dachzelt und Kaiser Wenzel